

dtv

Wie jedes Jahr verbringt Michael den Sommer mit seinen Eltern am Atlantik. Doch diesmal gibt es eine Veränderung: Ins Nachbarhaus zieht die verführerische Mrs. Mertz mit ihrer zwanzigjährigen Tochter Zina ein. Die Offenheit der beiden Frauen fasziniert nicht nur Michael. Augenblicklich verliebt er sich in die schöne Zina und ist ihren Kapriзен hilflos ausgeliefert. Als er jedoch seine romantischen Gefühle grausam verraten sieht, bricht für Michael die unschuldige Welt seiner Kindheit zusammen. – In Anlehnung an Iwan Turgenjews Novelle ›Erste Liebe‹ erzählt Charles Simmons mit psychologischem Feingefühl und einer ganz eigenen Leichtigkeit vom Schmerz des Erwachsenwerdens.

Charles Simmons, geboren 1924, hat mehrere Jahrzehnte als Literaturredakteur gearbeitet. Er lebt in New York und auf Long Island. Für seinen ersten Roman ›Powdered Eggs‹ (dt. ›Eipulver‹) erhielt er 1964 den Faulkner Award. ›Salzwasser‹ ist sein fünfter Roman und wurde nach dem Erscheinen in den USA und Frankreich wie auch in Deutschland von der Kritik enthusiastisch gelobt.

Charles Simmons

Salzwasser

Roman

Deutsch von
Susanne Hornfeck

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Charles Simmons
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Belles Lettres (13363)
Das Venus-Spiel (13414)
Geständnisse eines ungeübten Sünders (13609)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

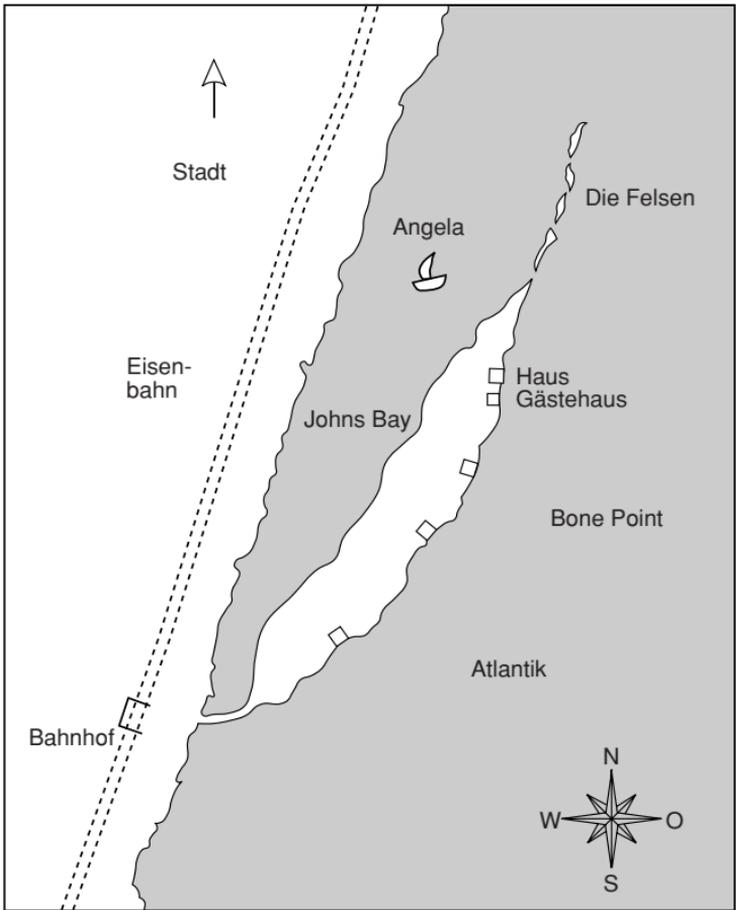


11. Auflage 2011
2001 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1998 Charles Simmons
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Salt Water« (Chronicle Books, San Francisco)
© 1999 der deutschsprachigen Ausgabe:
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck),
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: gettyimages/A & L Sinibaldi
Satz: Kösel, Kempten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12900-8

Für Peggy und Pauline, meine Zwillinge

«Es ist also abgemacht», begann er, setzte sich bequemer in den Sessel und zündete sich eine Zigarre an, «daß jeder von uns die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen muß. Sie sind an der Reihe, Sergej Nikolajewitsch.»

Iwan Turgenjew, «Erste Liebe», 1860



1 Die Sandbank

Im Sommer 1963 verliebte ich mich, und mein Vater ertrank.

Eine halbe Meile vor der Küste bildete sich Ende Juni im Lauf einer Woche eine Sandbank. Wir konnten sie nicht sehen, aber wir wußten, daß sie da war, denn die Wellen brachen sich dort. Jeden Tag bei Ebbe warteten wir darauf, daß sie aus dem Wasser auftauchen würde. So weit draußen hatte sich noch nie eine Sandbank gebildet, und wir fragten uns, ob sie halten würde. Wenn ja, dann wäre das Wasser im Uferbereich geschützt und ruhiger. Wir könnten unser Boot, die Angela, auf der Höhe des Hauses verankern, statt wie sonst in Johns Bay auf der anderen Seite von Bone Point. Auch das Schwimmen würde anders sein, wie in einer Bucht, und mit dem Wellenreiten wäre es vorbei.

Vater und ich angelten vor der Küste nach Kingfischen, Wittlingen, Blaubarschen und Seebarschen. Die Seebarsche kämpften am besten, und sie schmeckten am besten. Wir zogen auch jede Menge Sandhaie raus, aber sie waren klein; nutzlose Dinger, die wir ins Meer zurückwarfen. Manchmal legten wir große Haken für richtige Haie aus. Zum Auswerfen waren die zu schwer. Wir befestigten ein Stück Makrelenfleisch daran, und ich schwamm hinaus und versenkte sie. Das haben wir schon gemacht, als ich noch klein war, doch damals paddelte ich mit meinem Schwimmreifen hinaus, ließ den Haken sinken, und Vater zog mich an einem Seil wieder herein. Meine Mutter sah das nicht gern, auch wenn wir es nur bei ruhiger See taten. Einmal erwischten wir einen hundert Pfund schweren Hammerhai, der seltsamste

Fisch, den ich je gesehen habe. Sein Kopf sah aus wie ein Vorschlaghammer mit Augen. Die Leute behaupteten, er würde Menschen fressen, aber Vater sagte, das stimme nicht.

Wir fingen auch Stachelrochen. Wenn Vater einen an der Angel hatte und ich gerade im Haus war, dann rief er, und ich kam mit dem Gaff, einem Haken an langem Stiel, angerannt. Stachelrochen sind breite, flache Fische. Erwischt man sie nahe am Ufer im seichten Wasser, dann saugen sie sich am Boden fest, und man kann sie nicht einholen. Man muß mit Gummistiefeln hinauswaten und sie durchbohren, damit das Wasser das Vakuum löst. Wir fingen welche mit einer Spannweite von anderthalb Metern. Sie haben stachelbesetzte Schwänze, mit denen sie um sich schlagen und einen verletzen können. Deshalb muß man auf den Schwanz treten und ihn abschneiden, bevor man den Fisch durchbohrt. In manchen Gegenden ißt man diese Rochen; wir taten es nicht.

Ich bin nie mit dem Gaff hinausgegangen. Vater erlaubte es mir nicht. Er machte das, während ich die Angel hielt. Einmal hatte Vater schon den Schwanz abgeschnitten und den Körper des Fisches durchstoßen, da machte sich der Rochen samt Gaff davon und zerrte mich mit sich. Die Spule war blockiert. Ich ließ die Angelrute nicht los und wurde hinausgezogen bis dorthin, wo Vater stand. Er nahm mir die Angel aus der Hand, und als wir den Rochen endlich reingeholt hatten, war er schon fast tot. Wir schnitten ihn von der Schnur, und er trieb davon.

«Wenn ich nun nicht dagewesen wäre», sagte Vater, «wie lange hättest du noch festgehalten? Für immer?»

«Ja», sagte ich, und er drückte mir die Schultern. In jenem Sommer war ich sieben.

Bone Point war ein besonderer Ort. Im Ersten Weltkrieg wurde er von der Regierung für militärische Zwecke genutzt und im Zweiten Weltkrieg wieder. Danach wurde er

zum Naturschutzgebiet erklärt. 1946 gab es nur ein paar Häuser dort. Wenn man eines davon besaß, dann konnte man es, so lautete die Vereinbarung mit der Regierung, die nächsten 45 Jahre behalten, bis 1991. Neue Häuser durften nicht gebaut werden. Vater und Mutter übernahmen unser Haus 1948, im selben Jahr, in dem ich geboren wurde und Mutters Vater starb. Er hatte das Haus in den frühen dreißiger Jahren gebaut, und auch meine Mutter hatte dort immer ihre Sommerferien verbracht.

Sie war ein Einzelkind wie ich. Sie behauptete, das Haus sei damals zu groß gewesen, und ihrer Meinung nach war es auch für uns zu groß. Mutter hatte immer etwas zu klagen. Das Haus war nicht zu groß. Ich mochte den vielen Platz und das viele Licht. Das Erdgeschoß bestand ganz aus Fenstern und Glastüren und hatte an allen vier Seiten eine Veranda. Auch ihr Vater habe das Licht gemocht, erzählte Mutter. Sie sagte oft, daß ich sie an ihn erinnerte. Das gefiel mir, denn sie hatte ihren Vater sehr gern gehabt. Aber eigentlich meinte ich, mehr meinem Vater zu gleichen. Er sagte oder dachte kaum etwas, mit dem ich nicht einverstanden war.

Die Möbel stammten noch aus Großvaters Zeit, alles war riesig. Da gab es zum Beispiel das Rattansofa im Wohnzimmer, auf dem Vater an einem Ende liegen und lesen konnte, während ich am anderen lag, und unsere Beine trafen sich bloß von den Knien abwärts. In meinem Schlafzimmer war trotz meines großen Doppelbetts noch jede Menge Platz. Mein Hund Blackheart pflegte bei mir zu schlafen, und wir kamen uns nie in die Quere. Jedes Jahr im September, wenn wir zurück in die Stadt zogen, mußten wir uns wieder umgewöhnen, denn dort war mein Bett normal groß.

Obwohl wir nach einer Woche immer noch nichts von der Sandbank sahen, wurde ihr Vorhandensein mit jedem Tag deutlicher. Die Wellen brachen sich dort.

«Hast du Lust rauszuschwimmen?» fragte Vater.

Es war, als hätte er meine Gedanken gelesen.

«Wir haben Ebbe», sagte er. «Wir können auf der Sandbank ausruhen. Auf dem Rückweg wird die hereinkommende Flut uns mitnehmen. Was meinst du?»

Wir waren beide gute Schwimmer. Vater kraulte, ich bevorzugte Rückenschwimmen. Das ist zwar langsamer, aber ich schaute gern in den Himmel, wenn ich schwamm. Gibt es etwas Schöneres, als mit dem Körper im Wasser und mit dem Geist im Himmel zu sein? Wenn wir gemeinsam schwammen, war Vater mir meist voraus, dann wendete er, tauchte, blieb unter Wasser, kam wieder hoch und tollte herum, bis ich aufgeholt hatte. Er war eine richtige Wasser-*ratte*.

Diesmal sollte er das besser lassen, fand ich. Wir hatten eine Strecke von einer halben Meile ins offene Meer vor uns, und er verschwendete bloß seine Energie. Als wir etwa zweihundert Meter geschwommen waren, wußte ich, daß wir uns überschätzt hatten. Wir waren zu schnell gewesen. Die Ebbe hatte ihren Tiefststand noch nicht erreicht, wie Vater vermutet hatte. Die Strömung ging noch hinaus und zog uns auf die Sandbank zu. Jeden Tag verschoben sich die Gezeiten um eine Stunde. Heute waren wir um zwölf Uhr losgeschwommen, und ich erinnerte mich, daß gestern um diese Zeit Ebbe gewesen war. Also würde der Tiefststand heute erst eine Stunde später erreicht sein. Das sagte ich Vater.

«Ist schon in Ordnung. Wir können ja auf der Sandbank warten, bevor wir zurückschwimmen.»

Er schien nicht beunruhigt, aber er tollte auch nicht weiter herum.

Als wir die Sandbank erreichten, war das Wasser dort tiefer, als wir gedacht hatten. Vater konnte mit dem Mund über Wasser stehen, ich aber nicht. Er versuchte, mich bei

der Hand zu nehmen, damit die Strömung mich nicht weiter ins Meer zog, doch er verlor den Halt. Ich mußte schwimmen, um auf gleicher Höhe mit ihm zu bleiben.

«Wir können uns nicht ausruhen», sagte er. «Wir müssen zurück. Du darfst nicht in Panik geraten, verstehst du?»

«Schon gut.»

«Soll ich dir helfen?»

«Wenn du mir helfen mußt, kriege ich garantiert die Panik.»

Es war nicht leicht. Was uns vorantrieb, war der Gedanke, daß die Strömung nachlassen würde. Die Frage war bloß, wer zuerst ermüdete – die Ebbe oder wir.

Am Strand standen Leute und beobachteten uns. Als wir näherkamen und ich wußte, daß wir es schaffen würden, drehte ich mich auf den Bauch und winkte meiner Mutter. Ich schluckte Wasser. Blackheart war auch da, und die beiden, die das Gästehaus gemietet hatten, mit ihrem Hund. Wir brauchten fünfundzwanzig Minuten für den Rückweg; der Hinweg hatte nur zehn Minuten gedauert.

Vater und ich lagen lange Zeit erschöpft am Strand. Die beiden Hunde beschnüffelten uns, um zu sehen, ob wir noch lebten. Mutter hielt meine Hand. Sie hatte eine Stinkwut auf Vater. Die beiden Mieter, die gerade erst eingezogen waren, blieben bei uns. Mrs. Mertz war in Mutters Alter. Ihre Tochter Zina war, selbst kopfunter betrachtet, schön. Augen und Haare waren braun, die Haut hatte einen helleren Braunton, und ihre Lippen waren purpurrot. Sie sahen aus wie geschnitzt. Ständig umarmte und streichelte sie ihren Hund, so als sei er in Gefahr gewesen und nicht wir. Dann berührte sie meine Wange, nur so aus Neugierde, wie mir schien. Ich verliebte mich kopfunter in Zina.

Am selben Abend nach dem Essen winkte mir Vater, mit nach draußen zu kommen. Wir gingen am Wasser entlang

und redeten kaum. Ich dachte, er wollte nach dem Meer sehen oder Mutter aus dem Weg gehen, die nicht mit ihm sprach. Der Tag war freundlich und klar gewesen. Jetzt war die Luft schwer und feucht, und es blies ein kalter Wind herein, der die See kabbelig machte.

«Da draußen habe ich einen Moment lang gedacht, du würdest mich allein lassen», sagte ich.

«Das würde ich nie tun. Wie kommst du darauf?»

«Nur so.»

«Hättest du mich denn allein gelassen?» fragte Vater.

«Nein, Sir.»

«Dann ist's ja gut», sagte er und legte seinen Arm um meine Schultern. Immer wenn er das tat, fühlte ich mich von ihm geliebt.

Wir gingen zum Haus zurück. Mutter machte gerade ein Feuer im Kamin.

«Na, zieht es die Täter an den Tatort zurück?» sagte sie. Sie hatte sich wieder beruhigt. Vor dem Schlafengehen spielten wir Monopoly. Der Wind drehte, und während der Nacht kam ein kräftiger Nordost auf. Er dauerte drei Tage. Danach war die Sandbank verschwunden.

2 Lektion in Photographie

Am ersten Tag nach einem Nordost ist es sonnig und kühl. Man kann sich nicht in den Sand legen, weil er noch feucht ist. Schwimmen gehen sollte nur, wer sich gut auskennt. Vater sagte immer, nach einem Sturm sei die See launisch. Die Wellen sind stark und voller Sand. Der Sand ist überall, und es braucht Tage, bis er sich gesetzt hat. Viel davon wird vom Strand fortgespült, weshalb das Wasser dort sofort tief abfällt. Strömungen können einem die Füße wegziehen, und die sandigen Wellen werfen einen um. In Ufernähe ist das Wasser unangenehm, weiter draußen ist es gefährlich. Die Strömungen laufen in alle Richtungen, und es bilden sich Strudel, die einen in die Tiefe ziehen.

Ich saß in der Morgensonne auf der Veranda und dachte an die Mieter. Vater war in sein Büro in der Stadt gefahren. Vielleicht sollte ich sie vor dem Meer warnen. Vater würde das bestimmt tun, wenn er hier wäre. Aber ich blieb sitzen. Ich verstand selbst nicht, warum ich nicht aufstand, zum Gästehaus hinüberging und es einfach tat. Da lag es zwischen den Dünen, kaum mehr als dreißig Meter entfernt. Sie mußten schon auf sein – es war zehn Uhr. Wahrscheinlich wegen Zina. Ich hatte Scheu, sie richtigerum anzuschauen.

Mieter waren neu für uns. Letzten Sommer hatten wir zum ersten Mal vermietet, an die Yemms. Vater kannte Mr. Yemm geschäftlich. Er sagte mir, er würde das Gästehaus vermieten, damit Mutter Unterhaltung hätte, wenn er in die Stadt müsse. Allerdings bot Mrs. Yemm viel zu viel Unterhaltung. Ständig tauchte sie auf. Auch hängte sie sich

immer an Vater, was er, glaube ich, nicht schätzte und was meine Mutter, dessen war ich mir sicher, haßte.

Die Yemms hatten zwei Kinder; Bobby war ein Jahr älter als ich und Delphine ein Jahr jünger. Bobby hat mir Schach beigebracht. Um die Mitte des Sommers schlug ich ihn in jedem zweiten Spiel, und gegen Ende in jedem. Eine Weile hielt er sich wacker, aber irgendwann stieß er das Brett um. Das war unsere letzte Partie. Im Winter nahm ich Delphine zum Abschlußkonzert des Colleges mit. Sie erzählte mir, ihre Mutter sei scharf auf Vater, und fragte mich, wie er ihre Mutter fände. Ich sagte, ich hätte keine Ahnung. «Ich glaube nicht, daß etwas gewesen ist», sagte Delphine. Damals im Konzert nahmen wir beide an, daß sie im Sommer wieder ins Gästehaus kommen würde, aber als es so weit war, ließ mein Vater die Yemms wissen, daß sich Verwandte angesagt hätten. Dann vermietete er an Mrs. Mertz und Zina. Als er mir erzählte, daß sie kommen würden, erkundigte ich mich, ob die Tochter hübsch sei. «Du wirst angenehm überrascht sein», sagte er mit seinem breiten Lächeln.

Ich saß immer noch auf der Veranda, als Zina und ihr Hund auf dem Kamm der Düne erschienen. Sie trug einen hellen Frotteebademantel und sah sehr schön aus mit ihrem kurzen, vollen, glänzend braunen Haar – die Art, von der Vater immer sagte, da stecke jede Menge Butter und Eier drin –, mit den großen braunen Augen, die selbst beim Lächeln ernst blieben, den hohen Backenknochen und makellos weißen Zähnen. Auch hatte sie diesen Blick, der einem sagte, daß man etwas besonderes sei, wenn sie einen mochte.

«Gehst du ins Wasser?» fragte ich.

«Willst du?»

«Man muß vorsichtig sein und ein wirklich guter Schwimmer. Ich wollte gerade rüberkommen und euch warnen.»

«Hast du dich wieder erholt? Ich hatte schon überlegt, ob ich rausschwimmen und dich retten soll.»

«Dazu müßtest du eine verdammt gute Schwimmerin sein.»

«Hast du Angst gehabt?»

«Als ich sah, daß wir es schaffen würden, nicht mehr.»

«Hat dein Vater Angst gehabt?»

«Vater hat niemals Angst. Höchstens um mich. Warum hast du meine Wange berührt?»

«Du sahst so jung aus. Ich dachte, wie traurig es gewesen wäre, wenn du ertrunken wärst. Wie heißt du?»

«Michael, nach meinem Großvater. Er starb, als ich geboren wurde.»

«Und wie heißt dein Vater?»

«Peter.»

«Dann bist du Michael Petrowitsch.» Sie legte den Finger unter mein Kinn und drehte mich ins Profil. «Aber ich werde dich Mischa nennen. Ich heiße Zinaida Alexandrowna, weil mein Vater Alexander heißt. Aber du kannst mich Zina nennen. Ich bin nicht so förmlich. Und das hier ist Sonya.» Der Setter blickte zu ihr auf. «Sie hat keinen anderen Namen, weil wir nicht wissen, wer ihr Vater war. Trotzdem ist sie eine Dame. Wie alt bist du?»

«Sechzehn.» Ich war fünfzehn.

«Ich bin erwachsen, und du bist minderjährig. Aber für dein Alter bist du ganz schön vernünftig. Ich werde dich entsprechend behandeln.»

«Wie erwachsen bist du denn?»

«Ich bin einundzwanzig», antwortete sie.

Später erfuhr ich, daß sie zwanzig war.

«Also, wollen wir's wagen?»

«Wagen wir's!» Ich hieb mit der Faust in den Himmel.

Sonya stand auf den Hinterbeinen und tapste mit den Pfoten in die Luft. Bellend tauchte Blackheart aus dem

Nichts auf. Zina streckte die Arme nach hinten, daß der Wind den Bademantel wegblies, und wir vier rannten ins Wasser. Als wir die harten kleinen Wellen hinter uns hatten, warf sie sich hin und her, tauchte und schoß wieder an die Oberfläche. Sie war genauso eine Wasserratte wie Vater. Das Wasser perlte an ihr ab, als sei sie mit Wachs überzogen.

Die Hunde attackierten die Wellen. Blackheart sprang sie an, biß sie in den Kamm, wurde umgeworfen, richtete sich wieder auf und ging von neuem auf sie los. Sonya wollte uns nachkommen und versuchte, über das Wasser zu springen, doch die kurzen Wellen brachen eine nach der anderen und warfen sie um. Beide hielten durch, bis wir wieder an Land kamen. Ihr Fell war so voller Sand, daß selbst Schütteln nichts half. Auch ich schüttelte mich, aber wegen der Kälte. Zina nahm mich bei der Hand und rannte den Strand hinauf. Vor dem Gästehaus legte sie mir den Bademantel um, rubbelte mich ab und nahm mich in die Arme. Dann küßte sie, die Hände auf meinen Schultern, meine Nasenspitze. Wir waren genau gleich groß.

«Geh hinters Haus!» sagte sie. «Da ist es windstill. Ich werde dir Medizin bringen.»

«Was für Medizin?»

«Wirst schon sehen.»

Blackheart trottete nach Hause.

«Ruf deinen Hund zurück! Und dann ab mit euch hinters Haus!»

Das Gästehaus war eine Holzkonstruktion, die Großvater Michael als Kombination aus Atelier und Gästehaus errichtet hatte. Der Grundriß maß etwa dreizehn Meter im Quadrat, Dach und Seiten waren mit Zedernholzschindeln verkleidet, es gab zwei Dachluken, perfekt plazierte Fenster und inzwischen eine Terrasse mit Duschkabine auf der Rückseite. Ich weiß noch, wie ich mir vorstellte, daß ich

später einmal meine zukünftige Frau hierherbringen würde, bis wir uns ein eigenes Heim würden leisten können.

Zina kam mit einem Wasserglas auf die Terrasse, das zu einem Viertel mit klarer Flüssigkeit gefüllt war.

«Trink es in einem Zug!»

Wie nicht anders zu erwarten, brannte es.

«Das ist Wodka», sagte sie, «*Wodka* bedeutet *kleines Wasser*. *Mischa* bedeutet *kleiner Michael*.»

Sie nahm Blackheart hoch, klemmte ihn unter den Arm und nahm ihn mit unter die Dusche, um den Sand abzuwaschen. Er mochte das nicht, ließ es aber kampfflos geschehen. Sonya saß daneben und wartete, bis sie an die Reihe kam. Sobald Blackheart fertig war, machte er sich davon. Bei Sonya genügte ein Fingerzeig von Zina. Sie ging unter die Dusche und ließ sich von ihr den Sand mit den Fingern aus dem Fell kämmen. Dann schickte Zina den Hund weg und stieg selbst unter die Dusche, wobei sie die Tür halb offen ließ.

«Kalt, oh, so kalt!» schrie sie. «Mischa, das ist nichts für dich. Meinen Bademantel! Meinen Bademantel!»

Ich zog ihn schnell aus und hielt ihn an die Tür der Dusche. Sie kam rückwärts heraus und schlüpfte so schnell in den Mantel, daß ich nicht wußte, ob sie ihren Badeanzug anhatte oder nicht, bis ich ihn am Boden der Duschkabine liegen sah.

Zu meiner Überraschung – es muß der Wodka gewesen sein – rubbelte ich sie und nahm sie in die Arme, wie sie es mit mir gemacht hatte. Ich war überrascht, denn eigentlich bin ich schüchtern. Ich erwähne das nur, weil sie mit spöttischem Blick zu mir sagte: «Du bist ja nicht gerade schüchtern. Jetzt wirst du mir bei der Arbeit helfen.»

Ihre Kamera lag auf dem Campingtisch unter einem Sonnenhut. Sie erklärte, daß sie Studien vom Dünengras hinter dem Gästehaus mache. Ich könne ihr behilflich sein, indem

ich wegbliebe, vor allem von dem Sand um die Grasbüschel. Sie wolle das Gras, sagte sie, so wie Gott es geschaffen habe.

«Das hat nicht Gott geschaffen, das haben Vater und ich gepflanzt, um den Sand zu befestigen.»

«Egal, jedenfalls dürfen keine Fußstapfen drauf sein.»

Sie machte Photos aus allen möglichen Blickwinkeln. Aus der Vertikalen, der Horizontalen, und ihr Objekt schräg umkreisend. Dabei bewegte sie sich schnell und selbstsicher.

«Das ist eine Übungsaufgabe», sagte sie.

Ich sah ihr vom Geländer der Terrasse aus zu. Während sie sich bückte, kniete, auf der Seite oder auf dem Bauch lag, studierte ich sie, wie sie das Dünengras studierte. Immer wieder hielt sie ihren Bademantel zusammen, stopfte ihn zwischen die Beine, zerrte den Gürtel fest und streifte die Ärmel zurück. Dabei bewegte sie sich so anmutig und maßvoll, als tanze sie.

«Es sind Kompositionsübungen», sagte sie. «Wenn du ein Bild von Gras machen kannst, dann kannst du auch alles andere photographieren.»

«Verkaufst du deine Bilder?»

«Manchmal.»

«Wirst du diese hier verkaufen?»

«Wenn sie mir gefallen und wenn sie jemand anderem gefallen. Laß mich mal diesen Fuß sehen!»

Sie nahm meinen Fuß in die Hand, als wäre er eine Hundepfote. «Du hast gute Füße. Ich zeige dir, wie du deinen Fuß setzen sollst. Da drüben neben dem Gras. Das ist hübsch, der unschuldige Fuß, von keinem Schuh verfälscht.»

Sie stellte mich neben ein Grasbüschel und machte Photos aus verschiedenen Blickwinkeln. Als der Film voll war, legte sie einen neuen ein.